

C.Bertelsmann

MARTIN
SCHRÖDER

WANN
SIND FRAUEN
WIRKLICH
ZUFRIEDEN
?

Überraschende
Erkenntnisse
zu Partnerschaft,
Karriere, Kindern,
Haushalt

C.Bertelsmann

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2023 C. Bertelsmann

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: total italic / Thierry Wijnberg

Umschlagabbildung: Shutterstock / Mrs. Opossum

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10464-4

www.cbertelsmann.de

Inhalt

1	Warum es Menschen meist besser geht, als wir vermuten	7
2	Weltweit geht es Frauen so gut wie Männern. Sie wollen aber nicht dasselbe	18
3	Frauen und Männern geht es auf dem Arbeitsmarkt gleich gut	53
4	Im Privatleben sind Frauen nicht benachteiligt	96
5	Wie die Gender Studies sich von der Realität verabschiedeten	138
6	Für eine Gleichberechtigung, die Menschen wirklich hilft	145
7	Wie man mich missverstehen kann: ein paar Klarstellungen	187
	Dank	212
	Literatur	213
	Anmerkungen	234
	Register	252

Abbildung 1: Lebenszufriedenheit von Frauen und Männern in Deutschland, Zeitverlauf	21
Abbildung 2: Lebenszufriedenheit von Frauen und Männern weltweit	24
Abbildung 3: Verteilung familienzentrierter, adaptiver und karrierezentrierter Männer und Frauen	57
Abbildung 4: Jobzufriedenheit von Frauen und Männern im Zeitverlauf	63
Abbildung 5: Stundeneinkommen je nach Einstellung zu Mutterschaft	70
Abbildung 6: Tägliche Freizeit kinderloser Frauen und Männer, Väter und Mütter	105
Abbildung 7: Freizeitzufriedenheit kinderloser Frauen, Männer, Väter, Mütter	108
Abbildung 8: Freiraum in Beziehungen von Frauen und Männern	114
Abbildung 9: Häufigkeit von Sex	125
Abbildung 10: Zufriedenheit mit Sex, Frauen und Männer	126
Abbildung 11: Partnerwunsch von weiblichen und männlichen Singles	129
Abbildung 12: Zufriedenheit mit der Situation als Single	131
Abbildung 13: Was ist für Frauen typischer? Standardisierte Effektstärken	193
Abbildung 14: Was ist für Männer typischer? Standardisierte Effektstärken	196

Warum es Menschen meist besser geht, als wir vermuten

Lesen Sie sich die folgenden zwei Sätze einmal durch:
Mehr als 60 Prozent aller Ehepartner bleiben zusammen.
Fast 40 Prozent aller Ehen werden geschieden.

Schauen Sie jetzt nicht nach oben, sondern überlegen Sie: An welche der beiden Informationen erinnern Sie sich gerade?

Wenn Sie ticken wie die meisten Menschen, erinnern Sie sich spontan, dass fast 40 Prozent aller Ehen scheitern, statt dass 60 Prozent aller Ehepartner niemals die Scheidungspapiere ausfüllen. Doch beides ist dieselbe Information. Ist sie negativ verpackt, erinnern wir uns allerdings besser daran. Sich an negative Informationen besser zu erinnern, hört sich nach einem Fehler an. In der Wissenschaft ist dies als Negativity Bias bekannt.¹ Früher war diese Negativitätsverzerrung kein Fehler, sondern ein Feature. In grauer Vorzeit waren negative Informationen für unser Überleben schlicht wichtiger als positive. Missachtet man die Information: »Neben dir steht ein Tiger«, liegt man schnell unter der Erde. Missachtet man die Information: »Der Apfel ist lecker«, passiert nicht viel. Besser, man achtet auf das Negative.²

Was früher sinnvoll war, um in einer gefährlichen Welt zu überleben, macht uns heute oft blind. Wir haben noch nie so viel über jeden Flugzeugabsturz, jeden Krieg und jede Hungersnot erfahren. Das ist erst mal auch gut. Schließlich sollte Unglück nicht unbeachtet

bleiben. Doch während spektakuläre negative Ereignisse etwas über reales Leid verraten, erzählt uns kaum jemand von den positiven Trends hinter diesen spektakulären Ausnahmen. Oder hätten Sie gewusst, dass Fliegen in den letzten 80 Jahren 2100-mal sicherer wurde?³ Dass in den 1950er Jahren noch fast jeder zweite, heute dagegen nur noch jeder zehnte Mensch in extremer Armut lebt?⁴ Dass die Wahrscheinlichkeit, in Kriegen zu sterben, sich in den letzten 70 Jahren um mehr als 90 Prozent verringert hat, so dass mehr Menschen mittlerweile an zuckerhaltigen Softdrinks sterben als an Kriegen?⁵ Ja, Cola ist mittlerweile gefährlicher als Krieg. Doch wir sehen die Welt oft negativer, als sie ist, weil wir viel über spektakuläre Abweichungen von positiven Trends erfahren, jedoch kaum etwas über die viel wichtigeren positiven Trends dahinter, die gerade nicht die Ausnahme sind.

An derselben Verzerrung leiden wir, wenn wir über das Leben von Frauen nachdenken. Wir haben wahrscheinlich noch nie so viel über Diskriminierung, Mütter-Burn-out und Geschlechterquoten geredet. Und das ist gut so. Denn auch hier gilt: Leid sollte nicht unter den Tisch gekehrt werden. Doch wer kennt die andere Seite? Das sind die vielen neuen empirischen Studien, wonach Frauen bei Bewerbungen nicht mehr diskriminiert werden (Kapitel 3). Wem ist klar, dass Mütter so viel Freizeit haben wie Väter und damit auch genauso zufrieden sind (Kapitel 4)? Wer weiß, dass der Gender Pay Gap mittlerweile fast vollständig mit Lebensentscheidungen und Vorlieben von Männern und Frauen erklärbar ist statt mit Diskriminierung (Kapitel 3)? Weil wir kaum etwas davon erfahren, beurteilen wir das Leben von Frauen viel zu negativ. Um das zu ändern, habe ich die entsprechenden Studien und Daten zusammengetragen. Ich kann Ihnen versprechen: Gingen Sie bisher davon aus, dass Frauen ein trauriges Leben haben, werden Sie aus dem Staunen nicht herauskommen – wobei es Männern übrigens auch gut geht.

Und keine Sorge. Es ist nicht so, dass mit Ihnen etwas nicht stimmt, wenn Sie bisher das Gegenteil dachten. Das liegt neben unserem

natürlichen Negativitäts-Bias an drei weiteren Verzerrungen, unter denen wir alle leiden. Denn erstens zeichnen Medien das Leben von Frauen negativer, als es dem Durchschnitt entspricht, nicht weil Medien ihre Arbeit nicht gut machen, sondern gerade weil sie ihre Arbeit machen, wie wir es von ihnen erwarten. Niemand will schließlich in der Tagesschau hören, wie ein Haus nicht abgebrannt, ein Flugzeug nicht abgestürzt und ein Land nicht angegriffen wurde. Genauso wenig interessieren wir uns dafür, dass Familien keinen Streit hatten, Frauen zufrieden mit ihrem Gehalt sind oder Eltern ihre Kinder lieben. Uns interessiert vielmehr, was schiefläuft. Und dieses Interesse befriedigen die Medien. Sie erzählen uns deswegen von dem einen Flugzeugabsturz und dem besonders aufsehenerregenden Familienstreit. So erfahren wir nichts von glücklichen Müttern, sondern nur von jenen, die tränenreich bereuen, jemals Kinder bekommen zu haben. Wir erfahren von Ausnahmen, aber nicht von der Regel. Denn die Regel ist langweilig.

Nachdem die Nachrichten uns von den negativen Ausnahmen erzählt haben, sorgt unser sogenannter Recall Bias dafür, dass wir die Realität nun anhand dieser negativen Nachrichten bewerten. Der Recall Bias, auch »Verfügbarkeitsheuristik« genannt, ist eine generelle menschliche Tendenz, etwas für wahrscheinlicher zu halten, desto leichter man sich daran erinnert. Auch das war einmal sinnvoll. Schließlich war bisher tatsächlich wahrscheinlicher, woran man sich leichter erinnern konnte.⁶ Wer sich beispielsweise gut an den letzten kalten Winter erinnern kann, wird wahrscheinlich bald wieder einen kalten Winter erleben. Besser, man bereitet sich darauf vor. Wer sich hingegen an keinen einzigen kalten Winter erinnern kann, muss sich wahrscheinlich auch auf keinen vorbereiten. Doch dieser früher sinnvolle Denkmechanismus spielt uns mittlerweile Streiche. Haben Sie gerade einen Zombiefilm gesehen, argwöhnen Sie Untote hinter jeder Ecke. Und haben Sie eine Reportage über gestresste Frauen gesehen, halten Sie Frauen auch generell für gestresst. Wir bewerten die Welt eben nicht anhand statistischer Jahrbücher, sondern

anhand einer Medienberichterstattung, die auf Probleme fokussiert ist. Daraufhin verallgemeinern wir diese negative Berichterstattung zum Zustand der Welt. Wir denken deswegen, das Leben von Frauen sei ganz furchtbar, obschon die meisten Frauen ihr Leben nicht als furchtbar empfinden.

Und es gibt noch einen Grund, weswegen wir das Leben von Frauen für schlechter halten, als es ist. Denn immer wieder fällt uns schmerhaft auf, dass die Welt nicht unseren moralischen Ansprüchen genügt. Schließlich gibt es Armut, Gewalt und Ungleichheit. Doch wenn wir bemerken, dass die Welt schlechter ist, als wir es möchten, so vergessen wir, dass nicht nur die Welt schlecht, sondern auch unser Anspruch hoch sein kann. Werden Frauen schlechter bezahlt? Werden sie diskriminiert? Haben Eltern weniger Zeit für ihre Kinder? Die Frage ist nicht, ob all dies schlechter wird. Die neuesten Daten, die wir noch sehen werden, sind eindeutig: All dies wird messbar besser. Doch schneller, als die Realität sich verbessern kann, steigen unsere moralischen Ansprüche daran. Wir sehen deswegen auch dort mehr Ungerechtigkeit, wo es mittlerweile messbar weniger gibt. Forscher nennen dies »prävalenzinduzierten Konzeptwandel«. Dieses Wortungetüm bedeutet, dass wir unsere Bewertungen daran anpassen, was wir jeweils als normal ansehen. Fragt man Sie beispielsweise an einem 15 Grad warmen Januartag, ob es heute warm ist, antworten Sie: »Ja, heute ist es warm.« Denn wenn Sie im Winter gefragt werden, ist ihr Vergleich ein typischer Wintertag. Stellt man Ihnen jedoch genau dieselbe Frage an einem genauso warmen Julitag, empfinden Sie die gleichen 15 Grad als kalt. Denn Ihre Referenz ist nun kein Wintertag, sondern ein Sommertag. Wir richten unsere Bewertungen also immer an dem aus, was in einem bestimmten Umfeld als normal gilt.⁷ Das ist erst mal sinnvoll. Doch dadurch empfinden wir in einer besser werdenden Welt immer mehr Probleme, wo früher niemand Probleme gesehen hat. Man kann das durchaus zivilisatorischen Fortschritt nennen. Doch deswegen vermuten wir auch, dass das Leben von Frauen problematischer wird,

während es sich radikal verbessert. Die Münchener Professorin Barbara Vinken meinte beispielsweise um die Jahrtausendwende, in Deutschland sei »seit den Zwanzigerjahren in Sachen Gleichberechtigung nicht viel passiert«, und Sarah Speck, Professorin für Frauen- und Geschlechterforschung, findet, seit 1950 sei »fragwürdig [...] inwieweit überhaupt von Fortschritt oder Emanzipationsgewinnen gesprochen werden kann«.⁸ Heute beträgt der Gender Pay Gap noch ungefähr 20 Prozent. Darüber regen wir uns vielleicht zu Recht auf. Doch in den 1950er Jahren regte sich kaum jemand über einen viermal so hohen Gender Pay Gap auf.⁹ Diese zunehmende moralische Sensibilität ist ein Fortschritt. Doch dieser Fortschritt wird zum gefühlten Rückschritt, wenn wir unsere steigenden Ansprüche mit einer faktischen Verschlechterung der Welt verwechseln. Wir vermuten dann nämlich, dass die Welt schlechter wird, obwohl sie rasant besser wird.

Zuletzt bewerten wir das Leben von Frauen auch deswegen zu trübselig, weil ein »illiberaler Feminismus« Frauen als chronische Opfer präsentiert. Sie kennen vielleicht den Begriff »illiberale Demokratie«. Viktor Orbán, Ministerpräsident Ungarns, bezeichnet sein Land als illiberalen Demokratie. Das trifft es recht gut. Illiberale Regierungen können sich nämlich nicht vorstellen, dass andere auch mal Recht haben könnten. Statt sich nach den Meinungen ihrer Bevölkerung zu richten, versuchen illiberale Regierungen ihrer Bevölkerung deswegen lieber vorzuschreiben, was sie zu denken hat.¹⁰ Ebenso sind Teile des Feminismus und der Gender Studies illiberal geworden. Denn sie fragen Frauen nicht mehr, wann es ihnen gut geht und was sie selbst wollen, sondern präsentieren Frauen selbst dann noch als machtlose Opfer ihrer Lebensumstände, wenn diese sich gar nicht so fühlen.

Schon Mitte der 1970er Jahre meinte die *old school* Feministin Alice Schwarzer, Frauen seien »die Opfer der Opfer«.¹¹ Die feministische Aktivistin Catherine MacKinnon ging noch weiter. Sie meinte, dass »das substanzelle Prinzip, welches das Privatleben von Frauen

strukturiert, Machtlosigkeit gegenüber Männern ist«.¹² Vielleicht können Sie sich außer Machtlosigkeit noch andere Prinzipien vorstellen, die das Privatleben von Frauen strukturieren; mir würden Freundschaft oder Liebe einfallen, nur so als Beispiele. Doch auch das aktuelle Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung meint, die »Geschlechtzugehörigkeit eines Menschen« entscheide über dessen »Herrschaft und Unterworfensein«.¹³ Und noch 2020 meinte die einflussreiche feministische Philosophin Sally Haslanger, Frauen seien schon aus Prinzip unterdrückt.¹⁴

Empfindet eine Frau (oder ein Mann) sich tatsächlich als unterworfen, machtlos oder beherrscht, muss man das selbstverständlich ernst nehmen. In milderen Fällen kann man Freunde und Psychologen, Paartherapien oder den Scheidungsantrag empfehlen, ansonsten den Polizeinotruf 110 oder das Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen. Doch das Wesen des Illiberalismus ist ja gerade, sich nicht dafür zu interessieren, ob Frauen sich *tatsächlich* schlecht fühlen, sondern Frauen schon deswegen als unterworfen, machtlos und beherrscht anzusehen, weil sie Frauen sind. Ob die Frauen sich dabei selbst als Opfer ansehen, spielt keine Rolle. Ganz im Gegenteil: Wer sich nicht als Opfer sieht, wird sogar abgewertet. So meint die feministische Autorin Charlotte Raven: Wenn eine Frau glaube, es gehe ihr gut, verleugne sie in Wahrheit nur »ihren Schmerz und ihr Opferdasein«.¹⁵ Mareike Nieberding schreibt: »Es ist fast ein bisschen egal, wie emanzipiert eine Frau sich fühlt. Faktisch ist sie es nicht.«¹⁶ Die feministische Journalistin Teresa Bütter meint gar, sie »verachte« jene, die finden, dass »erwachsene Menschen sich nicht in eine Opferrolle begeben sollten«.¹⁷ Frauen weiszumachen, unglückliche, machtlose und unterdrückte Opfer zu sein, selbst wenn sie das Gegenteil beteuern, ist, wie seiner Freundin einzureden, ihr Lieblingsei sei Mango, obschon sie beteuert, es sei aber doch Stracciatella. Kann man machen. Ist aber illiberal.

Das soll nicht in Abrede stellen, dass Frauen nicht immer bekommen, was sie verdienen. Manche haben fiese Partner; einige werden

nicht befördert; andere trotz bester Qualifikationen nicht einmal zum Vorstellungsgespräch eingeladen. All das ist schlimm. Und genau deswegen sollten wir wissen, ob es seltener geworden oder immer noch die Regel ist. Dieser Versuch eines datengetriebenen Soziologen, die Welt zu messen, kann etwas verkühlt rüberkommen gegenüber der endlosen Beteuerung, die Welt solle doch besser werden. *Also for the record:* Die Welt sollte besser werden. Bin ich auch dafür. Finde ich sogar richtig gut. So, ist das erledigt. Doch bevor wir die Welt besser machen können, müssen wir doch erst einmal wissen, wie sie ist. Sonst gehen wir von falschen Voraussetzungen aus.

Falls Sie erst einmal kaum glauben können, dass es Frauen viel besser geht als vermutet, ist das übrigens umso besser. Sie sollen es ja auch nicht glauben, sondern an den Daten sehen. Diese dokumentieren auch, inwiefern es durchaus noch Benachteiligung gibt, Stichwort Partnerschaftsgewalt und Alleinerziehende. Doch die Daten zeigen ebenfalls, wie es oft selbst dort keine strukturellen Probleme mehr gibt, wo wir noch ganz fest an sie glauben. Vielleicht habe ich Unrecht. Und wenn Sie das am Ende des Buches immer noch denken, dann wenigstens aufgrund der neuesten Studien und Daten. Doch selbst wenn Sie mein Argument am Ende des Buches für falsch halten, bin ich mir recht sicher, dass Sie dann zumindest nachvollziehen können, wie man vernünftigerweise die Sichtweise vertreten kann, dass die Emanzipation im Wesentlichen abgeschlossen ist, da es Frauen und Männern gleich gut geht.

Das zweite Kapitel zeigt dazu mit zwei der weltweit größten Erhebungen, dem Sozio-oekonomischen Panel (SOEP) und dem World Values Survey, dass Frauen in Deutschland und der ganzen Welt mit ihrem Leben so zufrieden sind wie Männer. Doch in unterschiedlichen Ländern zeigt sich merkwürdigerweise, dass Väter zufriedener sind, wenn sie länger arbeiten, Mütter aber nicht. Frauen wird deswegen ein »falsches Bewusstsein« unterstellt, nämlich selbst nicht zu wissen, was gut für sie ist. Doch internationale Vergleich zeigen: Je freier Männer und Frauen werden, desto unterschiedlicher werden

sie. Mehr Gleichberechtigung geht also mit weniger Gleichstellung einher. So studieren Frauen technische Fächer am seltensten dort, wo es am meisten Gleichberechtigung gibt, beispielsweise in Dänemark, Norwegen, Finnland und Schweden. Wo es dagegen am wenigsten Gleichberechtigung gibt, studieren Männer und Frauen am öftesten dasselbe, beispielsweise in Algerien oder der Türkei. Und für Deutschland zeigen die Daten: Frauen entscheiden sich nicht gegen technische Fächer, weil sie davon abgehalten werden, sondern weil sie messbar keine Lust darauf haben. Auch Karriere bezeichnen Frauen als genauso erreichbar, jedoch als weniger erstrebenswert. Frauen und Männer verfolgen also unterschiedliche Ziele. Und je freier sie darin sind, desto mehr unterscheidet sich ihr Leben. Man kann Männer und Frauen insofern entweder unterstützen, zu leben, wie sie möchten, das wäre Gleichberechtigung. Oder man kann dafür sorgen, dass sie gleich leben, das wäre Gleichstellung. Beides gleichzeitig geht jedoch nicht. Denn Männer und Frauen werden umso unterschiedlicher, je mehr Freiheit man ihnen gibt.

Das dritte Kapitel zeigt mit Daten des SOEP, was das für Deutschlands Arbeitsmarkt bedeutet. Schon junge Männer und Frauen haben unterschiedliche Wünsche. Und ihre späteren Karrieren entsprechen diesen früheren Wünschen. Frauen sind daraufhin mit ihren Jobs genauso zufrieden wie Männer; sie verdienen auch nicht weniger, weil sie Frauen sind, sondern nur, falls sie weniger karriereorientierte Einstellungen haben; Frauen arbeiten zudem in genauso prestigeträchtigen Jobs wie Männer. Bringen sie dieselbe messbare Leistung, sind sie tendenziell sogar bevorteilt. Frauen können ihre Wünsche also genauso in die Tat umsetzen wie Männer. Nicht was sie bekommen können, sondern was sie wollen, unterscheidet sich. Nach dem Arbeitsleben führt dies nicht dazu, dass Frauen finanziell unzufriedener sind, so dass sie insgesamt, so kann man die Ergebnisse zusammenfassen, mit ihrem Arbeitsleben recht zufrieden sind. Und das, obwohl Studien immer wieder versuchen, genau das Gegenteil herauszufinden.

Das vierte Kapitel zeigt mit Daten des Beziehungs- und Familienpanels pairfam, dass Frauen auch privat recht zufrieden sind. Wo die Gender Studies Recht haben: mit der Hausarbeit sind Frauen wirklich unzufriedener. Auch leisten sie mehr Fürsorgearbeit. Doch das wollen sie auch, wie Umfragedaten zeigen. Frauen haben zudem ebenso viel Freizeit wie Männer. Sie sind mit ihrem Lebensstandard genauso zufrieden und minimal zufriedener mit ihrem Beziehungs- und Familienleben. Das ist vielleicht kein Wunder. Schließlich geben sie in ihren Beziehungen öfter den Ton an als ihre männlichen Partner. Das Muster ist dasselbe wie im Arbeitsleben: Frauen bekommen, was sie wollen, genauso wie Männer. Doch Frauen wollen nicht das-selbe wie Männer, also bekommen sie auch etwas anderes. Und das erklärt ihr unterschiedliches Leben viel mehr als jedwede Benach-teiligung. Auch als Single kommen Frauen besser klar. Sie sind insoffern unabhängiger von Männern als umgekehrt.

Kapitel 5 zeigt, wieso wir Frauen oft als Opfer ansehen, obwohl sie sich in Wirklichkeit weder so fühlen noch es objektiv sind. Früher zeigte die Geschlechterforschung, wo Gleichberechtigung noch nicht erreicht ist. Dort konnte der Feminismus für gleiche Rechte kämp-fen. Doch in seiner illiberalen Variante hört der Feminismus Frauen nicht mehr zu, sondern predigt ihnen, wie sie zu leben haben. Kaum zu glauben? Einer der größten Bluffs aller Zeiten bewies es. In Fach-zeitschriften der Gender Studies veröffentlichten drei Scherzkekse Artikel, die lediglich radikale und vollkommen absurde Forderungen enthielten, beispielsweise Männer für die bisherige Unterdrückung von Frauen in Uniseminaren anzuketten, die männlich geprägte Astro-nomie mit einer feministisch-queer-indigenen Astrologie zu ergän-zen oder Männer, die sich nicht anal befriedigen wollen, als trans-phob zu brandmarken. Anscheinend wurden die Artikel trotz ihres verrückten Inhalts veröffentlicht, weil sie Menschen vorschreiben, wie sie zu leben haben. Kapitel 5 ist interessant für Sie, wenn Sie ver-stehen wollen, wie eine Wissenschaftsrichtung voller schlauer Leute sich derart radikalisieren konnte, dass heute kaum noch jemand

mitmachen will. Daraufhin schauen wir uns an, wie es besser gehen könnte.

Lebenschancen von Frauen und Männern haben auch eine politische Dimension. Ein Staat muss möglichst gleiche Chancen herstellen, unabhängig von Geschlecht, Herkunft oder sexueller Orientierung. Wenn die Politik jedoch von falschen Annahmen ausgeht, kann sie auch nicht die richtigen Maßnahmen ergreifen, um Diskriminierung zu bekämpfen. Wie kann man es besser machen? Das sechste Kapitel zeigt auf Basis der analysierten Daten, wie man Menschen ermöglichen kann zu leben, wie sie möchten, statt wie Gleichstellungsbeauftragte es für richtig halten. So sprechen die analysierten Daten für die beste öffentliche Kinderbetreuung der Welt, Familiensteuersplitting, mehr Elterngeld und mehr Elternrente. Sie legen auch nahe, Kinder möglichst geschlechtsneutral zu erziehen, Frauen durch vollkommen anonyme Bewerbungen alle Türen zu öffnen, Geringverdiener steuerlich zu entlasten und typische Frauenjobs im öffentlichen Dienst besser zu bezahlen, Alleinerziehenden zu helfen und den bereinigten Gender Pay Gap auf null zu bringen. Wofür die Daten jedoch nicht sprechen, ist, Frauen in dieselben Jobs wie Männer zu drücken oder umgekehrt. Selbst eine Quote könnte man allerdings unter bestimmten Bedingungen einführen. Aus Sicht eines unterstützenden statt illiberalen Feminismus müsste man jedoch den Männern und Frauen helfen, die es tatsächlich gibt, statt bestimmte Lebensmodelle zu fördern und andere zu unterdrücken, weil man selbst meint, genau zu wissen, wie Menschen leben sollten. Wenn Sie wissen möchten, wie solch ein unterstützender statt illiberaler Feminismus aussehen könnte, ist Kapitel 6 interessant für Sie.

Es gibt viele Möglichkeiten, dieses Buch falsch zu verstehen. Das siebte Kapitel schließt daher, indem es mit ein paar Einwänden umgeht. So argumentiere ich nicht, dass es keine Diskriminierung gibt. Auch Gewalt gegen Frauen gibt es. Und wenn es sie gibt, ist sie furchtbar. Ich zeige, warum alle Argumente des Buches genauso funktionieren, wenn Unterschiede zwischen Männern und Frauen klein

oder rein kulturell statt biologisch sind. Ich zeige jedoch auch, dass die derzeitigen Annahmen im öffentlichen Diskurs nicht alle gleichzeitig stimmen können, weil sie sich widersprechen. Und ich lege dar, warum manche Kritik an den Gender Studies wirklich unangemessen ist. Zuletzt geht es darum, wieso ich Unrecht haben könnte und das in Ordnung ist.

Haben Sie als Frau schon einmal gedacht, dass Ihnen Ihr Leben viel besser vorkommt, als der moderne Feminismus predigt? Auf den folgenden Seiten können Sie nachlesen, woran das liegt. Haben Sie sich als Mann schon einmal gefragt, wieso manche Sie als Unterdrücker bezeichnen, obwohl Sie sich beim besten Willen nicht so fühlen? Die folgenden Seiten geben Ihnen Antworten. Dazu sollte man sich erst einmal vor Augen führen, dass es Männern und Frauen im Schnitt gleich gut geht, obwohl wir fast immer das Gegenteil annehmen.

2

Weltweit geht es Frauen so gut wie Männern. Sie wollen aber nicht dasselbe.

Du hast wohl nicht mehr alle Tassen im Schrank!

War der berechtigte Einwand meiner Freundin, als ich zaghafte die These in den Raum stellte, Frauen könnten heute möglicherweise leben, wie sie möchten – zumindest im selben Ausmaß wie Männer. Anscheinend hat sie Recht. Und ich nicht alle Tassen im Schrank. Schließlich lesen wir doch überall, es sei »längst keine wirkliche Gleichberechtigung hergestellt«.¹⁸ Und es kann niemand in Abrede stellen, dass Frauen selbst in entwickelten Ländern weniger verdienen. Wie können sie dann emanzipiert oder gleichberechtigt sein?

Gehen wir einen Schritt zurück: Was bedeutet »emanzipiert« überhaupt? Würde es »gleich viel verdienend« bedeuten, wäre ich als Universitätsprofessor auch gegenüber einem Investmentbanker nicht emanzipiert. Stattdessen wird Emanzipation definiert als: »Gleichberechtigung anstrebend bzw. besitzend« und als sich »aus Kontrolle, Abhängigkeit, Beherrschung und Unterdrückung zu befreien«.¹⁹ Emanzipiert ist man also, wenn man gleiche Rechte hat und nicht durch Abhängigkeit, Tradition oder Werte an dem Leben gehindert wird, das man leben möchte.²⁰ Deswegen war und sind Gleichberechtigung, Emanzipation, überhaupt alles, was die Frauenbewegung erstritten hat, so wichtig: gleiches Wahlrecht, sexuelle Selbstbestimmung, gleichberechtigter Zugang zu Ausbildung und Arbeitsmarkt.

Doch mittlerweile setzen nicht mehr alle Emanzipation mit gleichen Rechten gleich. Einige definieren sie als »Wandel auf der

Grundlage sozialer Gerechtigkeit, der unbegrenzte Möglichkeiten sowohl für Frauen als auch für Männer als menschliche Wesen eröffnet.«²¹ In der Tat: Definiert man sie so, wird die Emanzipation nie abgeschlossen sein. Denn »unbegrenzte Möglichkeiten« sind eine per Definition unerreichbare Zielvorstellung. Meine »unbegrenzten Möglichkeiten« werden schon dadurch beschnitten, dass ich immer wieder Hunger und Durst bekomme, periodisch müde werde und regelmäßig auf Toilette muss.

Legt man jedoch die klassische Definition von Emanzipation an, nämlich nicht kontrolliert, abhängig, beherrscht und unterdrückt zu sein, sondern vielmehr Entscheidungen frei treffen zu können, um ein zufriedenes Leben zu erreichen, dann ist die Emanzipation zumindest in entwickelten Ländern tatsächlich messbar erreicht, obwohl sich das Leben von Männern und Frauen noch unterscheidet. Glauben Sie nicht mir, sondern den Daten. Fangen wir mit Deutschland an.

In Deutschland sind Frauen so zufrieden wie Männer

Seit 1984 hat die größte Langzeitstudie der Welt, das sogenannte Sozio-ökonomische Panel, jedes Jahr tausenden repräsentativ ausgewählten Deutschen dieselbe Frage gestellt: »Wie zufrieden sind Sie gegenwärtig, alles in allem, mit Ihrem Leben?« Dabei bedeutet 0 »ganz und gar unzufrieden« und 10 »ganz und gar zufrieden«. Zufriedenheitswerte von 0 bis 10 hören sich erst mal abstrakt an.

Was also bedeuten sie? Der niederländische Zufriedenheitsforscher Ruut Veenhoven hat es folgendermaßen definiert: »Das subjektive Wohlbefinden des Einzelnen enthält wichtige Informationen über die Qualität des sozialen Systems, in dem er lebt. Wenn sich Menschen typischerweise schlecht fühlen, ist das soziale System offensichtlich nicht gut für die menschliche Existenz geeignet.«²² Hohe Zufriedenheitswerte bedeuten somit, dass die Welt für Menschen lebenswert ist. Mit niedrigen Zufriedenheitswerten sind Menschen hingegen